

„Dafür
musst
du mit
’nem
Polohemd
aufge-
wachsen
sein“

Soziale Herkunft im
Journalismus –
Handlungsoptionen
für neue Zugänge
zum Journalismus

Ein Report von
Björn Staschen

„Dafür musst du mit 'nem Polohemd aufgewachsen sein“

Soziale Herkunft im Journalismus –
Handlungsoptionen für neue Zugänge zum Journalismus

Ein Report von Björn Staschen

Vorwort

Linda Zervakis



Journalistin und Moderatorin

Was hat meine Herkunft mit meiner Arbeit als Journalistin zu tun? Sehr viel, würde ich heute rückblickend sagen. Denn meine Eltern hätte ich mit einer klassischen Banklehre oder mit einem Jurastudium sehr glücklich gemacht: gesellschaftliche Anerkennung, ein gewisses Ansehen in der Familie, ein „Aus ihr ist was geworden“-Status.

Leider wusste ich am Abend meines Abiballs selbst noch nicht, was aus mir eigentlich werden sollte. „Irgendwas mit Medien“ hatte sich in meinem Kopf festgesetzt, konkreter war es nicht. Nur eins war klar: Weder eine Banklehre noch ein Jurastudium würden mich glücklich machen.

Der Besuch im Berufsinformationszentrum war nicht besonders hilfreich. Ich habe dort die Empfehlung bekommen, Optikerin zu werden. Dann sagte die Beraterin noch, dass ich den Einstieg in den Journalismus, beispielsweise beim NDR, nur durch ein Volontariat würde schaffen können. Bedingung dafür wäre allerdings ein Studium. Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation hätten mich interessiert. Und als Studienort: Berlin. Das ging schon mal nicht, weil meine Mutter in unserem Kiosk in Hamburg auf meine Unterstützung angewiesen war. Eine Alternative wäre Angewandte Kulturwissenschaft in Lüneburg gewesen. Dafür reichte mein Abiturdurchschnitt nicht. Die voraussichtliche Wartezeit auf einen Studienplatz: vier Jahre. Diese Zeit wollte ich besser nutzen.

Also, wie in die Medien kommen? Ich habe mich in Praktika gestürzt und konnte durch glückliche Umstände ein Volontariat bei einem privaten Radiosender absolvieren. Dort wurde ich für die Nachrichten eingesetzt. Darüber, ob mein Nachname die Hörerinnen und Hörer irritieren könnte, habe ich mir damals übrigens keinen einzigen Gedanken gemacht.

Meine mittlerweile alleinerziehende Mutter interessierte das alles nicht. Sie wusste nicht, was ein Volontariat war. Sie hielt den von mir eingeschla-

genen Weg für falsch. Sie machte sich Sorgen. Denn die Menschen, die sie im Fernsehen in den Nachrichten sah (Wolf von Lojewski damals im heute journal des ZDF), oder die, die für renommierte Zeitungen schrieben (am Kiosk hatten wir die SZ, die Welt und sonntags die FAS), konnten ihrer Meinung nach nur intelligente Menschen aus gutem Hause sein, die studiert hatten. „Da hast du keine Chance, Linda!“ Deswegen musste ich schmunzeln, als ich im vorliegenden Report den Titel las: „Dafür musst du mit 'nem Polohemd aufgewachsen sein“.

Meine Mutter und mein familiäres Umfeld hatten also schon von vornherein ausgeschlossen, dass jemand wie ich – „Gastarbeiterkind“ mit wenig finanziellem Spielraum, ohne Studium – eine Chance hatte, im Journalismus Fuß zu fassen. Ich selbst wollte da keinen Zusammenhang sehen. Dass Ärzt:innen studieren müssen, klar. Aber braucht es für diesen Beruf nicht eher Begabung und Leidenschaft? Und warum sollten Herkunft und finanzielle Unabhängigkeit dafür so eine große Rolle spielen?

Heute sind die Themen, die der Journalismus einordnen muss, unterschiedlicher denn je. Wäre dann ein vielfältigerer Zugang nicht folgerichtiger? Warum sind die Content Creators auf Instagram und YouTube so viel diverser als die meisten Redaktionen? Je zahlreicher unterschiedliche Menschen am Tisch sitzen, umso offener ist der Blick auf das, was in unserem Land passiert. Das würde ich jetzt, nach vielen Erfahrungen, sagen, aber – ich habe ja nicht studiert.

Aufgrund meiner eigenen Erfahrungen bin ich überzeugt: Je mehr unterschiedliche Perspektiven und Lebensrealitäten in den Redaktionen vertreten sind, desto offener ist der Blick auf aktuelle Themen. Desto mehr fühlen sich unterschiedliche Bevölkerungsgruppen gehört und gesehen. Desto besser ist die Gesellschaft als Ganzes repräsentiert.

Also, liebe deutsche Medienmacher:innen, traut euch. Vielfalt ist ein Geschenk.

Vorwort

Maria Exner



Gründungsintendantin von Publix

Liebe Leserin, lieber Leser,

Sie halten mit dem Report „Soziale Herkunft im Journalismus“ die erste Publikation von Publix in den Händen. Das freut mich sehr. Als Gründungsintendantin bereite ich mit einem engagierten Team die Eröffnung unseres „Hauses für Journalismus und Öffentlichkeit“ in Berlin-Neukölln im kommenden Sommer 2024 vor.

Publix soll ein Ort werden, an dem Journalismus gemacht und Journalismus neu gedacht wird. Außerdem dreht sich unser Haus um die Rahmenbedingungen, die gute Informationen heute brauchen, um überhaupt noch durchzudringen – also um Presse- und Meinungsfreiheit, um Informationsrechte, um Nachrichtenkompetenz, um Algorithmen und Debatten, um gemeinwohl- und dialogorientierte journalistische Arbeit.

Zu diesen Rahmenbedingungen gehört auch die Frage nach der vielfältigen Zusammensetzung von Redaktionen und dem Zugang zu einem Beruf, der für sich in Anspruch nimmt, für unsere ganze Gesellschaft das Wichtige vom Unwichtigen zu trennen.

Der vorliegende Report schafft hier noch einmal Klarheit: Wer Journalist:in wird und damit selbst Themen setzen kann, hängt in Deutschland im Wesentlichen von den finanziellen Verhältnissen im Elternhaus ab. Davon, ob die Eltern oder das nahe Umfeld Nachrichten und Bücher lesen. Und davon, ob Menschen aus wirtschaftlich schwächeren oder wenig "bildungsbürgerlichen" Familien in einer Redaktion Verbündete und Mentor:innen finden – oder am mangelnden Interesse und fehlender Wertschätzung für ihre Perspektive und Mitarbeit verzweifeln.

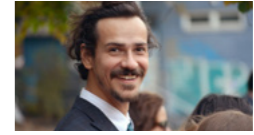
Ich habe in den vergangenen Jahren mehreren Chefredaktionen der ZEIT angehört und weiß, wie schwer es ist, diese Umstände zu verändern – selbst für Führungskräfte, die unbedingt mehr Vielfalt in ihren Redaktionen wollen. Für alle, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben, ist dieser Report.

Der Autor Björn Staschen zeigt, wo die Probleme liegen, und hat konkrete Ideen, wie es besser gehen könnte. Zu seinem "Netzwerk für mehr Vielfalt im Journalismus" gehören unter anderem die Bildungsprojekte "Journalismus macht Schule" und "Lie Detectors" oder das Jugendladio "Salon 5". Sie alle ziehen im kommenden Jahr in unser Haus. Kommen Sie uns doch einmal dort besuchen. Ich würde mich freuen.

Herzlich
Maria Exner

Vorwort

Lukas Harlan



Programmleitung Medien & Gesellschaft, Schöpflin Stiftung

Wir von der Schöpflin Stiftung sind der Überzeugung, dass Demokratie die freie Entwicklung und Potenzialentfaltung aller Menschen am umfassendsten ermöglicht. Wenn jedoch die Informationsvielfalt in den Medien abnimmt und nicht alle Menschen in der Berichterstattung repräsentiert sind, kann die Demokratie als Gesellschaftsform schnell unter Druck geraten. Das, was wir wissen, sehen und verstehen – oder eben nicht, hat großen Einfluss auf jede einzelne unserer Entscheidungen, auch auf jene, die wir als Wähler:innen treffen.

Doch bilden unsere journalistischen Informationsangebote die Mehrheit der Lebenswirklichkeiten und Hintergründe in unserer Gesellschaft ab? Sprechen sie wirklich alle Menschen an? Findet sich die Mehrheit darin wieder? Die Antworten darauf halten wir für zentral, um sicherzustellen, dass der Journalismus heute und in Zukunft auch wirklich gut für die Demokratie ist.

Deshalb liegt auch die Annahme nahe, dass eine vielfältige Zusammensetzung von Redaktionen eine wichtige Grundlage für glaubwürdigen Journalismus in einer von Vielfalt geprägten Gesellschaft ist. Nur – wie ist es wirklich? Und wie sehen die Zugänge zu diesem, für eine funktionierende Demokratie wichtigen Beruf aus?

Für den vorliegenden Report hat der Journalist und Medienwissenschaftler Björn Staschen nach Antworten auf diese Fragen gesucht. Er wollte herausfinden, welche Erfahrungen Menschen, die aus wirtschaftlich weniger gut gestellten Familien kommen, die mit einer Behinderung leben oder andere Hürden erlebt haben, auf ihrem Weg in den Journalismus gemacht haben und welche Handlungsoptionen sich daraus ableiten.

Die Ergebnisse sprechen für sich: Es gibt viel zu tun! Nicht nur in Bezug auf Ausbildungswege und Finanzierungsfragen, sondern auch, was die inneren Haltungen betrifft, damit eine Kultur der Vielfalt in Redaktionen tatsächlich möglich wird.

Wir laden Sie ein, den Report „Dafür musst du mit 'nem Polohemd aufgewachsen sein“ – Soziale Herkunft im Journalismus“ als Grundlage zu nehmen, um miteinander ins Gespräch zu kommen und um gemeinsam zu handeln – für einen guten Journalismus und für eine gelingende Demokratie!

Zusammenfassung

Das Verhältnis zwischen Medien und Gesellschaft in Deutschland ist angespannt: Auf der einen Seite rufen Demonstrierende „Lügenpresse“, angebliche „Fake News“ und Fehler in der Berichterstattung erlangen auf Social-Media-Plattformen virale Resonanz. Politiker:innen selbst gemäßigter Parteien klagen über vermeintlich einseitige Berichterstattung. Und Studien belegen: Das Vertrauen in unsere Medien sinkt.¹

Die Befunde sind deswegen so problematisch, weil auf der anderen Seite niemand die Bedeutung der Medien für das Gelingen unserer demokratischen Prozesse bezweifeln dürfte: Ohne unabhängige und vielfältige Berichterstattung gerät die für unsere Demokratie wichtige Meinungsbildung in Gefahr.

Warum sagen immer mehr Menschen, sie fänden sich in den Berichten der Medien nicht wieder? Was lässt sich gegen diese Vertrauenskrise tun? Die Antworten liegen an vielen Stellen unseres Gesellschaftssystems, sicher aber auch bei den Medien selbst: Eine größere Diversität in den Redaktionen sehen viele als zentral dafür, Vertrauen in den Journalismus zurückzugewinnen.

Trotzdem berichten viele Redaktionsleiter:innen vom Blick „in all die weißen Gesichter, die unsere Gesellschaft nicht repräsentieren“ in ihren Morgenkonferenzen (Borchardt et al., 2019). Und Berufseinsteiger:innen erzählen, wie schwer sich manche von ihnen trotz aller Anstrengungen getan haben, Journalist:in zu werden. Wie passt das zusammen? Und wie lässt sich Diversität in Redaktionen erhöhen? Dazu will diese Studie einen konstruktiven Beitrag leisten.

¹Der grundsätzliche Trend wird in vielen Studien bestätigt, beispielsweise in der Langzeitstudie „Medienvertrauen“ der Universität Mainz (https://medienvertrauen.uni-mainz.de/files/2023/04/MP_8_2023_Mainzer-Langzeitstudie-Medienvertrauen.pdf). Das Vertrauen unterscheidet sich nach Mediengattung und Befragten: Beispielsweise ist das Vertrauen in den öffentlich-rechtlichen Rundfunk von allen Mediengattungen noch am höchsten, aber dennoch auf einem historischen Tiefstand. Unterschiede im Vertrauen gibt es beispielsweise zwischen Menschen in Ost- und Westdeutschland oder je nach Haushaltseinkommen.

Der Hintergrund

Warum mehr Diversität? (S. 22)

Berichtet eine vielfältige Redaktion automatisch auch vielfältiger? Welche Bedeutung hat die Zusammensetzung einer Redaktion für ihre Berichterstattung? In der Debatte um Diversität im Journalismus gibt es mehrere, aufeinander aufbauende Gründe dafür, eine diversere Zusammensetzung von Redaktionen zu fordern:

- Repräsentation von unterschiedlichen Menschen im Journalismus ist ein Gut an sich: Der freie Zugang zum Journalismus gründet sich auf der grundgesetzlich garantierten Meinungsfreiheit. Die (deskriptive) Repräsentanz unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen bewirkt aber nicht automatisch auch eine veränderte Berichterstattung.
- Eine größere Vielfalt in der Berichterstattung sehen viele als Schlüssel dazu, sinkenden Auflagenzahlen und TV-Quoten sowie dem Vertrauensverlust in die Medien zu begegnen. Denn wer sich in den Berichten unserer Medien nicht wiederfindet, nutzt sie nicht oder/und misstraut ihnen. Wenn Redaktionen diverser besetzt sind, könnte sich dies auch auf die Berichterstattung auswirken (substantielle Repräsentanz).
- Höhere Reichweiten und Einnahmen könnten sich daraus ergeben, dass eine diverse Redaktion über diverse Berichterstattung breitere Zielgruppen erreicht. Am Ende lässt sich also das wirtschaftliche Überleben eines Mediums (auch) mit Fragen der Diversität verbinden.

Welche Diversität? (S. 21)

Diese Studie bezieht sich vor allem auf das Diversitätsverständnis der Charta der Vielfalt, das seit 2021 insgesamt sieben teilweise interdependente Diversitätsdimensionen beschreibt:

- Alter
- ethnische Herkunft
- Geschlecht und geschlechtliche Identität
- körperliche und geistige Fähigkeiten
- Religion und Weltanschauung
- sexuelle Orientierung
- soziale Herkunft.

Literaturrecherche: Der Status quo

Wer arbeitet heute als Journalist:in? Welche Menschen bilden unsere Redaktionen? Wie steht es also um die Diversität im Journalismus heute? Die Datengrundlage in diesem Forschungsfeld ist teilweise veraltet, teilweise nicht vorhanden. Grobe Ableitungen sind jedoch zulässig:

- Das durchschnittliche Alter (S. 27) der Journalist:innen verändert sich: Nach der Alterung in den vergangenen Jahren zeichnet sich durch den Abschied der Boomer-Jahrgänge eine Verjüngung ab. Allerdings sind junge Kolleg:innen in der Führung journalistischer Unternehmen vielfach unterrepräsentiert.
- Ethnische Herkunft und Nationalität (S. 28): Menschen mit Migrationshintergrund sind in deutschen Redaktionen (und umso mehr auf der Führungsebene) unterrepräsentiert. Studien ermitteln niedrige einstellige Prozentanteile gegenüber einem Bevölkerungsanteil von fast 30 Prozent.

- Beim Geschlecht (S. 29) zeigt sich mittlerweile ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Männern und Frauen im Journalismus, allerdings eine Unterrepräsentanz von Frauen auf der Führungsebene. Tendenziell ist jedoch auch hier eine positive Veränderung sichtbar.
- Menschen mit eingeschränkten körperlichen oder geistigen Fähigkeiten (S. 30) sind im Journalismus katastrophal unterrepräsentiert, zudem fehlen belastbare Zahlen.
- Religion und Weltanschauung (S. 31) in deutschen Redaktionen sind kaum erfasst. Die Tätigkeit muslimischer Journalist:innen wird eher mit Blick auf ihre Herkunft thematisiert.
- Die sexuelle Orientierung von Journalist:innen (S. 31) wird in der Forschung ebenso kaum erfasst, obwohl teilweise berichtet wird, dass immer mehr Journalist:innen sich offen als LSBTIQ identifizieren.
- Die soziale Herkunft von Journalist:innen (S. 32) lässt sich mit Blick auf Familie und elterliche Berufe auf der einen Seite sowie mit Blick auf individuelle Bildungswege auf der anderen Seite erfassen. Deutlich wird, dass die Perspektive der „Arbeiterklasse“ in deutschen Redaktionen deutlich unterrepräsentiert ist – die Eltern von Journalist:innen sind häufig Ärzt:innen, Lehrer:innen oder Ingenieur:innen. Ebenso finden Menschen, die entweder selbst oder deren Eltern über keinen Studienabschluss verfügen, deutlich seltener in den Beruf: Mindestens vier von fünf Journalist:innen haben studiert.

Literaturrecherche: Die Ursachen

Warum sind unsere Redaktionen also – in unterschiedlichen Diversitätsdimensionen in unterschiedlichem Maße – wenig divers? Viele Studien konzentrieren sich auf einzelne Diversitätsdimensionen und Perspektiven, wenn sie die Ursachen der beschriebenen Unterrepräsentanz bestimmter Gruppen untersuchen. Unter anderem sehen sie folgende Gründe:

→ Berufsbild (S. 39)

- Die Empfehlungen der Berufsverbände sowie die Prägung des Berufs erschweren Nichtakademiker:innen den Zugang.
- Die Vertrauenskrise des Journalismus verringert auch die Anziehungskraft auf potenzielle Berufseinsteiger:innen. Oft fehlen geeignete Vorbilder.

→ Bewerbung und Auswahl (S. 40)

- Die Recruitment- und Auswahlprozesse in Bewerbungsverfahren haben Medienhäuser bisher kaum an das Ziel angepasst, Diversität zu erhöhen.
- Teilweise erschweren formale Zugangsvoraussetzungen für Ausbildungen und Journalistenschulen eine höhere Diversität, oft fallen Bewerber:innen durch informelle Vorgaben durchs Raster.
- Bei der Auswahl von Bewerber:innen oder dem Zugang zu Redaktionen sind oft Qualitäten aus dem bürgerlichen Herkunftsmilieu, dem Redaktionsleiter:innen entstammen, gefragt.
- Der Auswahlfokus auf Menschen mit akademischem Abschluss determiniert auch die Herkunft aus bestimmten, an Universitäten überrepräsentierten Schichten.
- Die Forderung nach ausgeprägten sprachlichen Fähigkeiten schließt bestimmte Gruppen aus, während Vorteile einer muttersprachlich nicht deutschen Herkunft kaum wertgeschätzt werden.

→ Kosten der Ausbildung (S. 43)

- Der Einstieg in den Journalismus über un- oder schlecht bezahlte Praktika benachteiligt Bewerber:innen aus einkommensschwächeren Familien.

→ Redaktionskultur (S. 46)

- In der Redaktionskultur erschweren „journalistische Wissensarroganz“ auf der einen und die Sorge, „nicht hineinzupassen“ auf der anderen Seite den Berufserfolg von Kolleg:innen diverser Herkunft.

→ Weitere Gründe (S. 48)

- Journalistische Ausbildungs- und Berufsangebote konzentrieren sich vorwiegend auf Städte, was die Personalakquise regionaler Medien deutlich erschwert.
- Fehlende Barrierefreiheit erschwert den Zugang für Menschen mit körperlichen oder geistigen Einschränkungen.

Die Befragung (S. 53)

Wie lässt sich Diversität also erhöhen? Auf Basis der Erkenntnisse bisheriger Untersuchungen verfolgt diese Befragung das Ziel, Handlungsoptionen zu ermitteln, die die Diversität in Redaktionen erhöhen können. Weil für die Befragung nur begrenzte Mittel und Zeit zur Verfügung standen, konzentriert sie sich auf die Diversitätsdimension „Soziale Herkunft“: Sie ist besonders wenig erforscht und weist großen Veränderungsbedarf auf.

In Gesprächen mit 18 Journalist:innen, die entweder nicht studiert haben oder aus Haushalten mit niedrigem Einkommen stammen, werden Wege in den Journalismus nachgezeichnet und entlang dieses Weges Handlungsfelder abgeleitet, die einen Einstieg vereinfachen würden. Die Stichprobe ist mit Blick auf Alter, Geschlecht, geistige und körperliche Fähigkeiten, Mediengattungen und Phase des Berufsweges heterogen – mehrere Befragte stammen nicht nur aus Familien mit geringerem Einkommen oder haben nicht studiert und leben mit körperlichen oder geistigen Einschränkungen oder Migrationshintergrund.

Die Ergebnisse (S. 55)

Welchen Berufsweg sind die befragten Kolleg:innen gegangen? Die grafische Darstellung (Folgeseite) zeigt deutlich, wie viele unterschiedliche Stationen einen Einstieg befördern oder eben auch erschweren: Netzwerke helfen beispielsweise, während die Sorge um die Finanzierung von Praktika und Ausbildung einen immensen Druck für Berufseinsteiger:innen darstellt.

Die Befragung ergibt, dass die meisten Befragten eher nicht den „klassischen Weg“ in den Journalismus über überregionale Volontariate, Journalistenschulen oder Journalismusstudiengänge gegangen sind, sondern entweder bei regionalen Medien ausgebildet wurden oder direkt in die praktische Arbeit eingestiegen sind (vgl. Grafik: Laufbahnkurven). Entlang der unterschiedlichen Wege in den Beruf lassen sich

Aussagen clustern, die wegen ihrer Häufigkeit einen Rückschluss auf Tendenzen erlauben.

Im Folgenden sind wiederkehrende Aussagen aus den leitfadengestützten Gesprächen verallgemeinert und zum Teil abstrahiert wiedergegeben, die sich in der Studie als wörtliche Zitate wiederfinden. Einige Ergebnisse bestätigen Erkenntnisse aus früheren, im Literaturteil aufgeführten Studien.

Vor dem Berufseinstieg

- Im Elternhaus und Freundeskreis wird Zeitung gelesen oder Fernsehen geschaut. Im Umkehrschluss bedeutet dies: Zumindest für diese Studie wurden kaum Befragte gefunden, die keinen Kontakt zu klassischen Medien hatten.
- Schule und Berufsberatung suggerieren, dass die Berufswahl „Journalismus“ für Menschen aus diverser sozialer Herkunft unerreichbar ist.
- Ohne Netzwerke und Freunde fehlt das Wissen darum, dass und wie der Berufseinstieg gelingen kann. Umgekehrt helfen Familie und Netzwerk, wenn sie Berührung zum Journalismus haben.

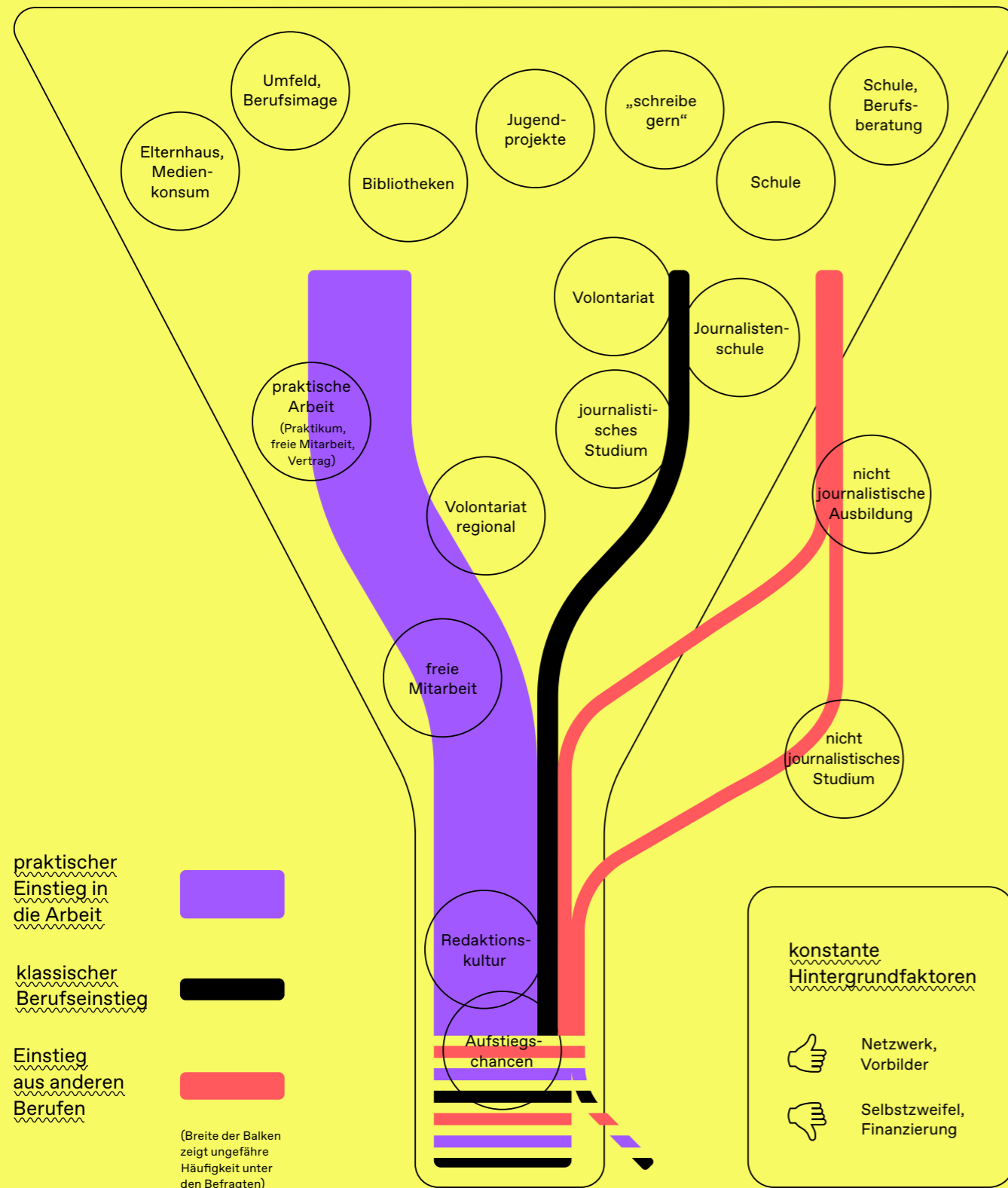
Berufsausbildung und Berufseinstieg

- Die grundlegende Wahrnehmung ist: Wer Journalist:in werden will, muss studiert haben. Die Ausbildung scheint so unerreichbar wie die zum Arzt oder Anwalt – ein „Eliteberuf“.
- Die obligatorischen (oft un- oder schlecht bezahlten) Praktika benachteiligen Interessent:innen aus einkommensschwachen Familien.
- Der wirtschaftliche Druck, eine Ausbildung nebenher noch durch freie Mitarbeit finanzieren zu müssen, führt zu massiver Überlastung und Schulden.
- Klassische Bewerbungsverfahren haben nur wenige Befragte erfolgreich absolviert.
- Der Einstieg erfolgt oft über Probearbeit oder freie Mitarbeit.
- Der Einstieg fällt in Phasen des Umbruchs leichter: Kolleg:innen aus Ostdeutschland berichten, dass sie in den Wendejahren Chancen bekommen haben, die vergleichbare Bewerber:innen heute nicht erhielten.

Habitus und Redaktionskultur

- Sowohl in der Ausbildung als auch im Anschluss ist die Redaktionskultur ein massives Hindernis bei der Integration von Journalist:innen mit diverser Herkunft.

Wege in den Journalismus



- Das Gefühl „nicht dazugehören“, – teils aus einer Selbstsicht, teils aus Ablehnung der Redaktionsmitglieder oder schlechter(er) Bezahlung im Vergleich zu Kolleg:innen abgeleitet – führt zu hoher psychischer Belastung und zu Selbstzweifeln.

Handlungsoptionen (S. 61)

Die Studie zeigt: Diversität lässt sich nicht mit isolierten Eingriffen auf einzelnen Handlungsfeldern erhöhen. Nur ein ganzheitlicher Ansatz, der den gesamten Einstieg in den Beruf in den Blick nimmt, kann Erfolge zeigen. Im Einzelnen geht es um Handlungsoptionen auf folgenden Feldern:

Vor dem Berufseinstieg

- Neben Berührungspunkten mit Medien im Elternhaus geht es vor allem um Medienkompetenz in Schulen und noch viel mehr um Jugendmedienarbeit.
- Wichtig ist zudem die Frage der „Scharniere“: Wie gelingt es, Menschen, die in solchen Medienkompetenzprojekten erste Berührung zum Journalismus haben, für weitere Schritte zu gewinnen?

Berufsausbildung und Berufseinstieg

- Der eher „zufällige“ Einstieg in den Journalismus, das „Reinrutschen“ in den Beruf, ist offensichtlich ein Weg, der Menschen aus diverser sozialer Herkunft eher gelingt.
- Gleiches gilt für den Quereinstieg.
- Offenbar eignen sich regionale Medien besser als überregionale Leitmedien.
- Der praktische Einstieg sollte begleitet werden durch frühe Aus- und Fortbildung: Was trennt Kommentar und Bericht, was ist eine Reportage, was ist das Recht am eigenen Bild?
- Den entscheidenden Unterschied machen längerfristige Arbeitsverträge, Stipendien oder andere Formen einer regulären, verlässlichen Absicherung.
- Netzwerke geben Orientierung und fördern Austausch.

Habitus und Redaktionskultur

- Programme können noch so gut sein – wenn sich Redaktionen nicht aktiv um Wertschätzung, „Willkommenheißen“ und Betreuung kümmern, steigt die Belastung für die Kandidat:innen massiv – so sehr, dass ein Burn-out oder der Ausstieg aus dem Beruf drohen.
- Redaktionen werden die Diversität nur dann erhöhen, wenn sie Kultur aktiv und bewusst verändern und im Ansatz eine Beschäftigung mit der eigenen Sozialisierung, den eigenen Privilegien jeder/jedes einzelnen Journalist:in initiieren.

Daneben gibt es zwei strukturelle Handlungsfelder, die das Thema befördern:

- Um mehr Menschen ohne Studium den Zugang zum Journalismus zu ermöglichen, empfehlen wir Berufsverbänden und -beratungen, ihre Berufsbilder anzupassen und auch einen Zugang ohne Studium zu beschreiben.
- „Nur wer gezählt wird, zählt“ – Diversität sollte in einem „Diversitätsmonitor“ gemessen werden, um Entwicklungen und Veränderungen aufzuzeigen.

Aufgrund der vielschichtigen Handlungsfelder empfiehlt es sich, dass Akteure gemeinsam agieren. Fortschritte sind nur in intensiver Zusammenarbeit zu erzielen: Insofern schlägt die Studie ein „Netzwerk der Willigen“ vor – einen Zusammenschluss unterschiedlicher Akteure, um den Zugang von Menschen aus diverser sozialer Herkunft zum Journalismus substanziell zu erhöhen.

